

Zum Geleit

Liebe Freunde des Instituts!

Seit Sie unsere letzten Mitteilungen erhalten haben, hat sich unser Leben und unsere Arbeit durch die Corona-Pandemie sehr verändert. Wir lebten alle in einer Zeit der Unsicherheit und Einschränkungen, Angst machte sich breit: Wie soll es weitergehen? Wann kann ein Impfstoff zur Verfügung stehen und werden die Verantwortlichen aus der Krise etwas gelernt haben? Wir mussten unsere beiden Wienfahrten verschieben und Tage der offenen Tür absagen.

Erinnerungen an schlechte Zeiten wurden wach. Wie war das Leben zur Zeit des Krieges und unserer Vertreibung? Was haben unsere Eltern und Großeltern mitmachen müssen und wie haben sie die große Umstellung und Eingliederung in die neue Heimat gemeistert?

Wir haben die *Homepage* unseres Instituts genutzt, alle unsere Mitglieder und Freunde durch zusätzliche Beiträge zu erreichen und etwas Trost und Zuversicht zu übermitteln. Dort konnten Sie über die hl. Corona lesen, die im zweiten Jahrhundert gelebt hat. Sie wird als Pestheilige verehrt. Für die Christen der frühen Kirche war Coronas Eintreten für den christlichen Glauben unter Aufopferung des eigenen Lebens das Entscheidende. Sicher hat das dazu beigetragen, diese Heilige als Pestheilige zu verehren, denn viele Ärzte und Pfleger riskierten oft bei der Pflege der Kranken ihr eigenes Leben. Bewegend waren die Bilder im Fernsehen, als Papst Franziskus allein durch das nächtliche, ausgestorbene Rom zur Kirche der hl. Corona ging, um dort zu beten. Der Artikel erschien auch in der SdZ und uns erreichten darauf Anrufe und Dankschreiben. Dasselbe gilt auch vom lesenswerten *Osterbrief* unseres Ersten Vorsitzenden Pfarrer Dr. Helmut Gehrman und vom Beitrag von Professor Dr. Rudolf Grulich über *Werner Bergengruen* und dessen Gedichte über Gottvertrauen, die viel Trost spenden können. Allen unseren Lesern, die nicht das Internet nutzen können, schicken wir gerne diese Beiträge zu.

In diesem Heft berichtet Grulich über die *Pestsäulen* in unserer alten Heimat, die in besonderen Notlagen der Pest entstanden sind und der allerheiligsten Dreifaltigkeit oder Muttergottes geweiht wurden und deshalb auch als *Dreifaltigkeits-* oder *Mariensäulen* bekannt sind.

Papst Franziskus wollte allen Christen in der Corona-Zeit zur Seite stehen und fand bewegende Worte in seinen täglichen Gottesdiensten in der Kapelle Maria Martha, den *kath.net* bis Mitte Mai jeden Vormittag aus Rom *live* sendete. Ich persönlich schätzte seine Predigten und Schriftauslegungen, denn sie waren sehr klar, lebensnah und gaben mir viel Kraft und Anregungen in dieser Zeit.

Diese Zeilen schrieb ich am *Tag des guten Hirten*. Die Predigt und Auslegungen in dem Gottesdienst von Papst Franziskus erinnerten mich sofort an unsere Heimatpriester, die nach der Vertreibung ihren *Schäfchen* tatkräftig zur Seite standen und sie betreuten. Spontan fiel mir *Pfarrer Adolf Schindler* ein, der mit seinem Kaplan in Schotten im Wald das Holz für seine Gemeindemitglieder (meist nur ältere Leute, Frauen und Kinder) gefällt und bearbeitet hatte. Als der junge Kaplan jammerte und klagte, die Arbeit sei hart, ermunterte ihn Pfarrer Schindler, er solle sich am hl. Bonifatius ein Beispiel nehmen, der beim Fällen der heidnischen Donar-Eiche selber als Holzfäller Hand anlegte.

Die Heimat-Priester haben ihren Glauben gelebt, wie Pfarrer Franz Blaschke, der 1947 schrieb: „Ich habe die katholischen Glemkauer, Deutsch-Brodeker, Jägerndorfer, Fulneker, Egerländer und Deutsch-Ungarn in 3 ganz protestantischen Kirch- und 9 Schulgemeinden seelsorgerlich zu betreuen. Ich muß viel laufen, da die Gemeinden und Schulen 4 und 8 Kilometer weit entfernt sind. In Sparneck habe ich in der Friedhofskapelle regelmäßig Gottesdienst, in den zwei weiteren Kirchen abwechselnd jeden Sonntagnachmittag. Daß ich mich um meine neuen Pfarrkinder auch sonst kümmere und bei den Ämtern und kirchlichen Stellen um Hilfe bitte, ist selbstverständlich.“

„Wir wünschen Ihnen allen viel Kraft und Geduld. Wir hoffen und wünschen, dass Sie gesund bleiben und wir uns nach überstandener Pandemie wieder treffen können. Sei es an einem *Tag der offenen Tür* oder auf unseren Wall- und Studienfahrten nach Wien, die wir hoffentlich noch in diesem Jahr durchführen können. Wir werden Sie rechtzeitig informieren.

In diesem Sinne grüßen wir Sie herzlich, auch im Namen unseres Vorstandes und aller ehrenamtlichen Mitarbeiter.

Angelika Steinhauer

Pestsäulen in den böhmischen Ländern

*Pestsäule in
Goldenstein/Nord-
mähren
(Aufnahme vor 1906,
da das neue Rathaus fehlt.)*



Vor einigen Wochen, auf dem Höhepunkt der Coronaepidemie in Italien, war Papst Franziskus allein zu Fuß zur Kirche San Marcello unterwegs, um dort am historischen Pestkreuz aus dem 16. Jahrhundert zu beten. Er ließ es dann auf dem menschenleeren Petersplatz aufstellen, als er der Welt den Segen gab und für das Ende der Seuche betete.

Seuchen wie die Pest haben Europa in vielen Jahrhunderten heimgesucht. Es gab nicht nur die asiatische Beulenpest, die im 14. Jahrhundert die Bevölkerung Europas dezimierte, denn „Pest“ war im Deutschen und Lateinischen gleichbedeutend für alle pandemischen Seuchen. Man versuchte sich zu schützen, indem man die Kranken oder auch Fremde zur Quarantäne verurteilte, die, wie der Name sagt, vierzig Tage dauerte. Die Quarantänestationen befanden sich meist außerhalb der Stadtmauern wie in Nürnberg, wo die Straßenangabe „Kontumazgarten“ noch heute besteht. Auch die österreichische Militärgrenze in Südosteuropa war nicht nur eine militärische Grenze, sondern diente auch der Abwehr der Pest.

Die gläubigen Menschen flehten zu Gott und versprachen die Errichtung von Kirchen, Kapellen und weiteren Denkmälern. So entstanden Dreifaltigkeits- und Mariensäulen, Pestsäulen, Pestkreuze und Peststeine in ganz Europa, aber auch die Oberammergauer Passionsspiele als Gelübde der Gemeinde, man werde alle zehn Jahre die Passion Jesu darstellen, wenn die Pest ein Ende nähme. Wie regelmäßig Pandemien die Menschen heimsuchten, sehen wir heute, wenn selbst im Internet auf den Hundert-Jahre-Rhythmus hingewiesen wird, in denen die Welt von Seuchen getroffen wird: 1720 die Pest, 1820 die Cholera, 1920 die Spanische Grippe und 2020 die Corona-Pandemie.

Besonders viele Pestsäulen kennen wir aus unserer alten Heimat, aus den böhmischen Ländern. Berühmte Säulen wurden als Dank für das Ende der Pest errichtet, wie die Mariensäule auf dem Altstädter

Ring in Prag, die 1918 zerstört wurde und in diesem Jahre wiedererrichtet wurde. Auch den Bau der größten Dreifaltigkeitssäule der Welt in Olmütz, die heute zum UNESCO-Weltkulturerbe gehört, hat der berühmte Olmützer Wenzel Rander nach dem Ende der Pest 1716 begonnen. Von ihm stammt auch die Pestsäule in Littau. Andere Pestsäulen in Mähren befinden sich in Erdberg, Dürnholz, Kremsier, Feldberg oder Fulnek und vielen Orten. „Morový sloup“ heißt die Pestsäule im Tschechischen.

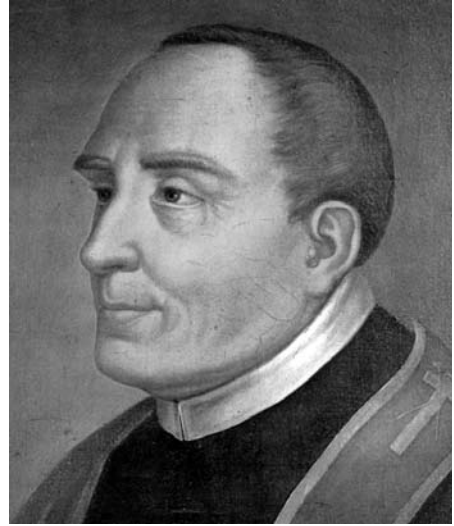
Wie heftig die Pest wütete, zeigen die Angaben in manchen Heimatchroniken wie in Mährisch Schönberg, Neutitschein und Tattenitz oder die mehrbändige Veröffentlichung „Religiöse Barockdenkmäler im Ostsudetenland“, in der Josef Matzke auch die Pestsäulen beschreibt. Die Sterbematrikeln geben Auskunft darüber, wie in den Pestjahren, z. B. 1599, eine vielfache Anzahl von Menschen begraben wurde oder in Olmütz von 231 Bräuten im folgenden Jahr bereits 131 Witwen waren.

Pestsäulen firmieren in Reiseführern meist unter der Bezeichnung Mariensäule oder Dreifaltigkeitssäule. Weltbekannt ist neben anderen Wiener Pestsäulen auch die Wiener Pestsäule am Graben; in Böhmen finden sich bedeutende Exemplare in Teplitz, Chrudim, Deutsch Gabel, Elbogen, Neudek oder in Pilsen auf dem zentralen Stadtplatz zwischen dem Rathaus und der Kathedrale. In der Slowakei stehen prächtige Pestsäulen in der Hauptstadt Pressburg und in den Bergstädten Kremnitz und Schemnitz, in Ungarn auf der Burg in Ofen sowie in Fünfkirchen und Ödenburg, in Rumänien im siebenbürgischen Klausenburg und im Banat in Temesvar. Oft finden wir am Fuß der Säulen bestimmte vom Volke verehrte „Pestheilige“ wie den heiligen Rochus, den Martyrer Sebastian sowie die in vielen Ländern verehrte heilige Rosalia. Rochusfeste kennen wir auch in Deutschland, z. B. in Bingen und Lohr. Dem heiligen Rochus geweiht ist auch die Wallfahrtskirche St. Rochus (slowenisch Sveti Rok) mit einer prächtigen Rokoko-Ausstattung in der seit 1919 slowenischen Untersteiermark.

Im sudetenschlesischen Zuckmantel wütete die Pest 1633 mitten im Dreißigjährigen Krieg, so dass der Rat der Stadt im folgenden Jahr nach dem Ende der Seuche beschloss, eine Rochuskapelle zu bauen, weil die Stadt die Seuche besser überstanden hatte als andere Nachbarorte. Den heiligen Rochus erkennen wir an seiner Pestbeule am Bein, den heiligen Sebastian an den Pfeilwunden und die heilige Rosalia als eine im Grabe am Fuße der Säulen liegende Schlafende. In Olmütz gilt auch die Stadtpatronin Paulina als Pestheilige, worauf Prälat Josef Matzke als das letzte deutsche Mitglied des Olmützer Domkapitels und der Historiker Richard Zimprich in ihren Studien hingewiesen haben.

Rudolf Grulich

Ein weiteres Lied zu Ehren des hl. Klemens Maria Hofbauer



In Heft 4-2019 haben wir zwei Lieder zu Ehren des süd-mährischen Heiligen, Klemens Maria Hofbauer, abgedruckt, die aus dem sudetendeutschen Beiheft *Zum Gotteslob* des Sudetendeutschen Priesterwerkes stammen.

Herr Gerhard Pohl aus Memmingen hat uns auf ein weiteres Lied aufmerksam gemacht, das in Babenhausen in der Diözese Augsburg gesungen wird, wo Hofbauer eine Zeitlang wirkte. Der Text stammt von Maria Luise Thurmair, die uns viele Lieder schenkte, die wir im *Gotteslob* finden. Das Lied wird auf die Melodie gesungen: „Zu dir, o Gott, erheben wir“.

Sankt Klemens, heil'ger Gottesmann

1. Sankt Klemens, heilger Gottesmann,
wir loben deinen Namen!
Du warst den Gnaden aufgetan,
die dir vom Herren kamen.
Die Glut erlosch im eigenen Haus,
Gott aber warf sein Feuer aus.
Da stand dein Herz in Flammen.
2. Du hast der Menschen dich erbarmt
als einer unter ihnen;
Was da verloren und verarmt,

das kamst du zu bedienen.
Du botest Obdach, brachtest Brot;
in dir ist all der bittern Not
des Herren Lieb erschienen.

3. Doch größer war des Hungers Qual
in den verlass'nen Seelen.
Du führtest sie zum Gottesmahl
und zu des Lebens Quellen,
und wie ein Brot brachst du das Wort
vom Gottesreich an jedem Ort,
den Gott dich hieß erwählen.
4. Ob Ehr, ob Spott, du sah'st es kaum,
du sätest deinen Samen.
Die Saat ging auf und ward zum Baum,
und die Verloren kamen.
Was dir zerbrach in deiner Hand,
Gott hat's zum Heile hingewandt.
Nun lobt es deinen Namen.
5. Sankt Klemens, der die Not der Zeit
wie keiner sah und kannte,
der Abfall, Elend, Dunkelheit
entflammten Herzens bannte.
Weck auch in uns den Feuergeist,
der rettet, ruft und mit sich reißt!
Send uns, wie Gott dich sandte.

Heiliger Klemens Maria Hofbauer bitte für uns!
(Gedenktag: 15. März)

Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!
Auch wenn uns zahlreiche Helfer beim Umzug zur Seite standen,
bringt der Umzug doch einige Kosten. Wir vertrauen auf Sie und
bitten um Ihre Hilfe, um in Friedberg weiterhin eine sudetendeut-
sche Oase in Oberhessen zu sein.

Der hl. Klemens Maria Hofbauer – Patron der Spätberufenen – als mein unsichtbarer Lebensbegleiter

Ein Essay über Fügung

„Von guten Mächten wunderbar geborgen“ so beginnt Dietrich Bonhoeffer eines seiner eindrucksvollsten Gedichte, das später vertont, sehr gern von mir in Gottesdiensten gesungen wird. Zu wissen, dass wir von guten Mächten geborgen sind, halte ich in einer Zeit der Ungewissheit, der wachsenden Glaubensferne, der befürchteten Krisen mit den aufsteigenden Ängsten für die Zukunft für einen der tröstlichsten Gedanken überhaupt, zumal wir in dieser Welt immer wieder auch den Versuchungen des Bösen ausgesetzt sind, oder sogar den Mächten der Finsternis ausgeliefert werden können, wie das bei Bonhoeffer in seiner Verfolgung durch das nationalsozialistische Gewaltregime gesehen werden kann.

Wir gehen durch diese Welt nicht als Schauende, sondern oft sogar als Blinde, wenn auch von liebevoll-gütiger Hand geführt. Als gläubige Christen vertrauen wir, dass wir auf unseren Wegen von guten Mächten begleitet werden. Als Katholiken denken wir dabei an Gott und seine Engel oder auch an Heilige. Oft erkennen wir erst im Nachhinein den einen oder anderen von uns eingeschlagenen Weg als von Gott gefügt. Erst im Nachhinein können wir als Gläubige Begegnungen, die wir durch unsere rational-aufgeklärte Schulung als zufällig betrachtet hätten, als von der Vorsehung verknüpft deutend, erkennen.

Als ich während meiner Lehre in einer Großweinkellerei an der Mosel von einer meiner Vorgesetzten dazu ermutigt worden bin, Priester zu werden, besaß ich dazu nicht die schulischen Voraussetzungen. Ich hatte die Mittlere Reife an der Handelsschule erworben und anschließend eine Ausbildung als Kaufmann im Groß- und Außenhandel gemacht. Wie und wo konnte ich damit Priester werden? War das überhaupt noch möglich? Es gab damals noch kein Internet und so wandte ich mich an meinen Heimatpfarrer Johannes Weber in Lieser an der Mosel. Dieser kannte die Möglichkeiten, die es zur damaligen Zeit gab, das Abitur nachzumachen, um später den Beruf des Priesters ergreifen zu können. Von den vier Schulen, die er mir nannte, wählte ich das Clemens-Hofbauer-Kolleg in Bad Driburg aus, das ich ab dem Sommer 1978 besucht habe.

Das Clemens-Hofbauer-Kolleg in Bad Driburg war ein staatlich anerkanntes altsprachliches Institut zur Erlangung der Hochschul-

reife. Hier konnten Bewerber, die über eine abgeschlossene Berufsausbildung verfügten, in vier Jahren das Abitur auf dem zweiten Bildungsweg erreichen, um als sogenannte „Spätberufene“ eventuell einmal Priester zu werden oder einen anderen kirchlichen Beruf anzustreben. An dieser Schule waren Latein und Griechisch zentrale Unterrichtsfächer. Wir wohnten in einem der Schule angeschlossenen Studienheim mit dem Namen „Sankt Klemens“. Da von staatlicher Seite immer mehr Möglichkeiten geschaffen wurden, die Hochschulreife zu erwerben, musste das Clemens-Hofbauer-Kolleg in Bad Driburg leider mangels Studienbewerber im Jahre 1997 geschlossen werden.

Als ich später nach bestandendem Abitur 1982 in das Priesterseminar in Trier eingetreten bin, habe ich gemerkt, dass „Spätberufene“ eine eigene Prägung als Priesteramtskandidaten besitzen. Sie bringen nicht nur ihren früheren Beruf mit, sondern auch ihre bisherige Lebenserfahrung aus einer Arbeitswelt, die unter Umständen von durchaus nichtkirchlichen Gegebenheiten geprägt war. Auch auf die Gefahr hin, dass ich in Verdacht gerate, mich an dieser Stelle herausheben zu wollen, glaube ich, sagen zu können, dass „Spätberufene“ durch ihre Berufs- und Alltagserfahrungen ein besonderes Charisma zu allem „Lebensnahen“ in der Seelsorge entwickeln können.

So sind aus dem Clemens-Hofbauer-Kolleg in Bad Driburg verschiedene Persönlichkeiten – nicht nur Priester – mit ganz eigenen Prägungen hervorgegangen. Als ersten Priester darf ich Eduard Müller nennen, einen der vier „Lübecker Märtyrer“. Er wurde geboren am 20. August 1911 in Neumünster, und war von 1931 bis 1933 Schüler im „Clementinum“, wie das Clemens-Hofbauer-Kolleg damals noch hieß. Er wurde 1939 in Osnabrück zum Priester geweiht. Er engagierte sich als junger Kaplan in Lübeck im Widerstand gegen das NS-Regime und wurde am 10. November 1943 in Hamburg hingerichtet. Am 25. Juni 2011 wurde er in Lübeck seliggesprochen. Der bekannteste Nicht-Priester unter den Schülern des Clemens-Hofbauer-Kollegs dürfte der Sänger Max Raabe, Gründer des Palastorchesters sein: (Kein Schwein ruft mich an, etc.) In meiner Abiturklasse waren u. a. Dominicus Meier, später Abt der Benediktiner-Abtei Königsmünster in Meschede und seit 2015 Weihbischof in Paderborn, sowie der ehemalige Propst von Xanten, Klaus Wittke.

Nach dem Abitur pflegte ich eine Art Tourismus, die damals weit verbreitet war, heute fast verschwunden ist und damals den Namen „Rucksacktourismus“ trug. Gemeinsam mit einem Freund kam ich auf unserer Fahrt nach Algerien auf der Hin- und Rückfahrt durch Rom, und wir besichtigten u. a. Orte, die auch der hl. Klemens Maria Hofbauer besucht hatte. Nachdem ich 1982 ins Priesterseminar in Trier eingetreten war, studierte ich von 1984 bis 1985 Theologie an



Clemens-Hofbauer-Kolleg in Bad Driburg

der Universität zu Wien. Häufig und überaus gern besuchte ich dort die Kirche Sankt Maria am Gestade. Ich habe meine Vorliebe für diese Kirche immer ihrer feinen spätgotischen Architektur zugeschrieben. Erst bei einem späteren Besuch in Wien habe ich erfahren, dass sich dort die Grabstätte von Klemens Maria Hofbauer befindet.

Durch mein Studium in Wien hatte ich Kontakte nach Österreich geknüpft und pflegte in der Zeit meines Urlaubs vor allem diese Bekanntschaften. Anlässlich eines Besuches in Salzburg kam ich in einem Antiquitätengeschäft in einen regen geistig-religiösen Austausch mit der Ladeninhaberin. Zum Dank für das Gespräch schenkte sie mir ein Heiligenbildchen aus der Zeit um 1900: der hl. Klemens Maria Hofbauer.

Von 1994 bis 1998 lebte ich als Seelsorger am Südennde des Schwarzwaldes, ohne zu ahnen, dass Klemens Maria Hofbauer in der Nähe, in Jestetten, das Kloster Berg Tabor gegründet hatte und in der Nähe von Triberg als Wallfahrtsdirektor der Wallfahrtskirche „Maria in der Tanne“ tätig war. In dieser Zeit flog ich nach Polen, wo ich an der Priesterweihe eines polnischen Seminaristen teilnahm. Ich besuchte Warschau und wusste ebenfalls nicht, dass diese Stadt eine der bedeutendsten Stationen im Leben des hl. Klemens gewesen ist.

In meiner Zeit als Pfarrer in Klotten an der Mosel durfte ich Bekanntschaft mit der ehemaligen Abgeordneten des Europaparlaments Helga Haller von Hallerstein machen, die mich ermutigte,

weiter zu studieren und den Dokortitel zu erwerben. Bei der Zusammenstellung ihres Lebenslaufes habe ich erfahren, dass Frau von Haller im Kriege vor ihrer Flucht vor der anrückenden Roten Armee die Schule in Znaim besucht hat. Als Pfarrer erhielt ich die Erlaubnis, nebenbei zu promovieren. Die nächstgelegene Hochschule war die Philosophisch-Theologische Hochschule in Vallendar. Mich interessierte besonders das Schicksal der aus der Tschechoslowakischen Republik vertriebenen Deutschen und wollte mich mit den Gründen dafür auseinandersetzen. Daher wählte ich für meine Dissertation das Thema: „Tschechischer nationaler Mythos als politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948“. Mein Doktorvater Professor Dr. Joachim Schmidl war „zufällig“ ein Nachkomme einer im Jahre 1945 aus Böhmen vertriebenen Familie. Durch die Arbeit an meiner Dissertation knüpfte ich den wertvollen Kontakt zum Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien. An der Hochschule in Vallendar begegnete ich auch wieder „zufällig“ meinem Klassenkameraden aus dem Clemens-Hofbauer-Kolleg Dominicus Meier, dem heutigen Weihbischof von Paderborn, der damals in Vallendar gerade Kirchenrecht dozierte.

Durch die Neuordnung der Seelsorgestrukturen in der Diözese Trier wurde meine dortige Seelsorgeeinheit aufgelöst. Ich durfte mich mit Erlaubnis des Bischofs von Trier in der Schweiz als Pfarrer bewerben. Meine Bewerbung für die Pfarrei Sankt Stephan zu Beromünster im Kanton Luzern war erfolgreich. Ich bekleidete diese Stelle von 2011 bis 2014. In dieser Zeit habe ich auch Ausflüge für das Pfarreiteam organisiert. Einer dieser Ausflüge führte uns nach Konstanz, in die alte Bischofsstadt und den Konzilsort am Bodensee. Beromünster gehörte bis zu dessen Auflösung zum Bistum Konstanz. Schwerpunkt des Besuches in Konstanz war neben dem Besuch des Münsters, dem Hus-Haus auch die geistige Auseinandersetzung mit Ignaz Heinrich von Wessenberg, dem letzten und sehr aufklärerisch gesinnten Generalvikar des Bistums Konstanz, der sich vergeblich für das Weiterbestehen dieser Diözese eingesetzt hat. Aus Anlass des zweihundertjährigen Todestages von Klemens Maria Hofbauer habe ich mich intensiver mit dem Leben dieses Heiligen beschäftigt und so erfahren, dass Hofbauer den Unwillen des nationalkirchlich gesinnten Wessenberg auf sich gezogen hatte, weil Klemens Maria Hofbauer drei seiner Kandidaten vom damaligen Nuntius in der Schweiz, dem Vertreter der römischen Zentralkirche, in der Stadt Luzern zu Priestern hat weihen lassen. Die Ungnade Wessenbergs hat schließlich dazu geführt, dass der spätere hl. Klemens das Gebiet der Diözese Konstanz hat verlassen müssen.

Seit meiner Entscheidung, Priester werden zu wollen, habe ich mit Beginn des Studiums am Clemens-Hofbauer-Kolleg zu Bad Driburg diesen Heiligen immer als Patron der Spätberufenen geschätzt und verehrt, mich aber nie sonderlich für seine Lebensstationen interessiert. Aus Anlass des zweihundertjährigen Todestages des hl. Klemens Maria Hofbauer habe ich begonnen, mich für seinen Lebensweg und sein Werk zu interessieren. Ich erkannte, dass ich auf meinem eigenen Lebensweg ganz häufig die Lebensstationen dieses bedeutenden Heiligen gekreuzt habe, ohne mir dessen bewusst zu sein. Wir haben uns als Kinder der Aufklärung daran gewöhnt, dies alles für Zufall zu halten. Dennoch denke ich heute, dass das Wissen um diese „Zufälligkeiten“ auch als ein ganz großes Geschenk angesehen werden kann. Zwar bin ich wie Klemens Maria Hofbauer Spätberufener, aber kein Heiliger. Mir ist sehr bewusst, dass ich als Sünder immer wieder Gottes Vergebung, Schutz und Hilfe benötige. Umso tröstlicher erscheint mir heute die Erkenntnis, dass wir bei allen Irrungen und Wirrungen wirklich von guten Mächten wunderbar geborgen sind. Dafür bin ich sehr dankbar.

Vielleicht fühlt sich nun der eine oder andere Leser dazu ermutigt, sein Leben auf „Zufälligkeiten“ hin zu durchforsten, die er als gläubiger Christ auch als eine glückliche Fügung Gottes deuten darf. So möchte ich uns alle abschließend dem fürbittenden Gebet des hl. Klemens Maria Hofbauer empfehlen, der in einer Zeit der religiöser Unsicherheit, gesellschaftlicher Umwälzungen und weltpolitischer Umschichtungen seinen Weg mit Gott gegangen ist im Vertrauen darauf, dass auch uns die Gnade zuteil wird, in den kommenden Zeiten, in denen viele Menschen von den größten Befürchtungen für ihre eigene Zukunft geplagt werden, auf unserem je eigenen Weg zu einem seligen Ende zu finden.

Helmut Gehrmann

Termine

Wir hoffen, im Heft 3 unserer Mitteilungen Anfang September den Termin der stornierten Fahrt nach Wien bekanntgeben zu können, in der Hoffnung, dass keine neue Corona-Welle auftreten wird.

Wir planen auch Termine für die nächsten Tage der offenen Tür im 4. Quartal dieses Jahres.

Wien ist im Herbst auch sehr schön. Wir hatten vor Jahren auch eine Wienfahrt im Advent durchgeführt, denn die alte Kaiserstadt an der Donau bietet uns einen der schönsten Weihnachtsmärkte im deutschen Sprachraum.

Vor 70 Jahren:

General Prchala und das Wiesbadener Abkommen – Versuch einer deutsch-tschechischen Aussöhnung

Am 5. August werden die Vertriebenen ihrer „Charta“ gedenken. Vor 70 Jahren verzichteten 16 Landsmannschaften und Verbände in Cannstadt auf Rache und Vergeltung, aber nicht auf ihr Recht und bekannten sich zum Aufbau Deutschlands und Europas. In weiten Teilen Deutschlands ist es weniger bekannt, dass sich einen Tag früher Sudetendeutsche mit dem tschechischen General Prchala trafen und das Wiesbadener Abkommen unterzeichneten.

Lev Prchala, war einen Tag vor der Verabschiedung der Charta der Vertriebenen in Bad Cannstatt aus dem Londoner Exil gekommen und hatte in Wiesbaden am 4. August 1950 mit sudetendeutschen Politikern das Wiesbadener Abkommen unterzeichnet. Es wollte einen hoffnungsvollen Ansatz für eine echte, tiefgehende Aussöhnung von Deutschen und Tschechen bieten und war Vorbild für die Stuttgarter Erklärung zwischen Slowaken und Karpatendeutschen im Jahre 1951. Um die volle Bedeutung des Wiesbadener Abkommen zu ermessen, müssen wir wissen, was das Abkommen bewirkte.

Schon 1951, ein Jahr später, am 29. Juli 1951, hielt General Lev Prchala in Königstein einen grundlegenden Vortrag, der als ein Meilenstein der deutsch-tschechischen Aussöhnung angesehen werden muss. „Was sich vom 25.-29. Juli dieses Jahres in Königstein im Taunus ereignete, war die geistig gewaltigste Kundgebung der Vertriebenen und wohl die imposanteste Manifestation dieses Jahres in Westdeutschland, ja in Europa überhaupt“, schrieb eine Wochenzeitung über die Europatagung, zu der sich 800 Dauerteilnehmer und 5000 Zuhörer zur Schlusskundgebung versammelt hatten, „in Königstein, wo Professor Dr. Kindermann das größte und am weitesten in die Zukunft schauende Werk geschaffen hat, das in Deutschland seit 1945 entstanden ist, wo Werenfried van Straaten den Antrieb zu seiner in Europa einmaligen Tat gefunden hat.“ Damals kamen auf Einladung der sudetendeutschen Ackermann-Gemeinde auch Vertreter westeuropäischer Nationen und außer dem tschechischen General Prchala auch der ehemalige slowakische Minister Prof. Dr. M. Černak, um über eine neue Ordnung in einem neuen Europa zu beraten. Das Werk Kindermanns ist leider zerfallen. Nur ein Straßename in Königstein und sein Grab hinter der Kirche St. Marien erinnern noch an ihn. Pater Werenfrieds Werk aber lebt und wächst als Internationales Werk *Kirche in Not/Ostpriesterhilfe* weiter und leistet Hilfe in aller Welt. Auch Werenfried, der holländische Prämonstratenser, der von seinem belgischen Kloster Tongerlo aus den besiegten

ehemaligen Feinden so hochherzig geholfen hatte und unermesslich viel zur Versöhnung in Mittel- und Westeuropa nach dem Krieg beitrug, nahm an jener Veranstaltung in Königstein 1951 teil und hielt einen Vortrag.

Die Bedeutung dieser Tagung in Königstein als erste Frucht des Wiesbadener Abkommens, sollte nicht vergessen werden. Bis heute heißt es bekanntlich, Präsident Vaclav Havel sei der erste führende Tscheche gewesen, der sich Anfang des Jahres 1990 bei den Sudetendeutschen entschuldigt habe. Tatsächlich hatte er damals erklärt, er habe „wie viele seiner Freunde die Vertreibung der Sudetendeutschen stets als zutiefst unmoralische Tat betrachtet“.

Mit dem Wiesbadener Abkommen und der Rede Prchalas 1951 in Königstein können wir aber auf Aussagen von Tschechen zurückgreifen, die vier Jahrzehnte älter sind und viel weiter gehen als das Bedauern Havels. Als einen Tag vor der Verabschiebung der „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“ der Vorsitzende des 1940 in London gegründeten „Tschechischen Nationalausschusses“, der im Exil lebende General Lev Prchala und sein Landsmann Vladimir Pekelský zusammen mit den Sudetendeutschen Dr. Rudolf Lodgman von Auen, Dr. Richard Reitzner und Hans Schütz dieses „Wiesbadener Abkommen“ unterzeichneten, war dies „ein unerhörter, Aufsehen bei Gut- wie bei Bösgesinnten erregender Vorgang, dass hier Vertreter zweier miteinander verfeindeter Völker aus demokratischer Weltanschauung heraus einander die Hand reichten unter Ablehnung einer Kollektivschuld und des aus ihr fließenden Rachedenkens und mit Blick auf ein einheitliches Europa“, stellt dazu Rudolf Ohlbaum fest.

General Lev Prchala war 1892 in Schlesisch-Ostrau als Sohn eines Bergmannes geboren und hatte das Gymnasium in Friedek besucht. Er begann das Theologiestudium an der 1899 gegründeten Philosophisch-Theologischen Hochschule des Bistums Breslau im österreichisch-schlesischen Weidenau, brach es aber ab und machte sein Einjähriges-Freiwilligenjahr beim k. u. k. Infanterieregiment Nr. 13. Im Ersten Weltkrieg kämpfte er als Kommandant einer Maschinengewehrabteilung an der russischen Front, geriet 1916 in Gefangenschaft und schloss sich in Russland der Tschechischen Legion an, wo er bei Kriegsende eine Division kommandierte. Nach seiner Rückkehr in die nun unabhängig gewordene Heimat studierte er an der Militärakademie in St. Cyr (Frankreich) und diente bis zum Ende der ersten Tschechoslowakischen Republik in hohen Posten der Armee. Im März 1939 organisierte er die Evakuierung der an Ungarn abgetretenen Karpaten-Ukraine, verließ dann seine Heimat und kämpfte bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges im September 1939 mit einer tschechoslowakischen Legion innerhalb der polnischen Armee aktiv gegen die deutsche Wehrmacht.

Nach der Niederlage Polens emigrierte er über Frankreich nach England. Hier widersetzte er sich den schon damals erarbeiteten Vertreibungsplänen des Exil-Ministerpräsidenten Beneš und gründete 1940 den Tschechischen Nationalausschuss in London. 1945 kehrte er nicht mehr in die Tschechoslowakei zurück, da er schon damals die katastrophalen Folgen der Beneš-Politik und die kommunistische Machtergreifung voraussah.

Im Vorfeld seiner Königsteiner Rede von 1951 ist auch bedeutsam, dass 1950 die sudetendeutsche Frage auf dem Programm der Weltkonferenz für moralische Aufrüstung im Schweizer Caux stand, die 1600 Teilnehmer aus 21 Nationen auf traditionell neutralem Schweizer Boden zusammengeführt hatte.

Im Mittelpunkt der Tagung stand eben dieses sudetendeutsch-tschechische Abkommen vom 4. August 1950. Für die im Ausland lebenden Sudetendeutschen sprach in Caux der Präsident des Anglo-Sudetenclubs in London, Rudolf Storch. Er hatte beim Zustandekommen der Gespräche in Wiesbaden die entscheidende vorbereitende Rolle gespielt. Für die Tschechen war General Prchala selbst nach Caux gekommen, der das Abkommen erläuterte und erklärte:

„Ich fühle mich verpflichtet, die Sünden, die mein Volk gegenüber dem Nachbarvolk begangen hat, nicht nur zu bekennen, ich möchte mich bei meinen sudetendeutschen Freunden dafür entschuldigen, besonders für das Unrecht, das wir Tschechen ihnen angetan haben. Ich verspreche, alles zu tun, um den Schaden, den wir ihnen zugefügt haben, wieder gut zu machen und mit ihnen eine bessere und glücklichere Zukunft im Geiste von Caux aufzubauen.“

Im Bericht über die Tagung heißt es: „In Vertretung Dr. Lodgmans von Auen, der der Einladung wegen Paßschwierigkeiten hatte nicht Folge leisten können, sprach im Namen der Arbeitsgemeinschaft zur Wahrung sudetendeutscher Interessen Dr. Wilhelm Turnwald, dessen Rede die Zuhörer aus aller Welt aufs Tiefste ergriff. Als er geendet hatte und mit General Prchala einen Händedruck wechselte, begleitete tosender Beifall diese Geste. Nannte Dr. Turnwald das Abkommen eine revolutionäre Tat, so wurde es von den offiziellen Sprechern der Bewegung für moralische Aufrüstung als ein geistiges Kind von Caux bezeichnet.“

In Caux hatten übrigens bereits Ende August 1949 zwei Sudetendeutsche, der Augustiner P. Paulus Sladek und der christdemokratische Politiker Hans Schütz, die Gelegenheit gehabt, über die Tragödie der Vertreibung zu sprechen. Aus den dort gemachten Erfahrungen war dann auch die Eichstätter Erklärung der Ackermann-Gemeinde vom 27. November 1949 entstanden, die Bundeskanzler Adenauer am 14. Dezember desselben Jahres „richtig und sehr gut“ nannte.

Gegen das Wiesbadener Abkommen gab es damals von tschechischer Seite wüste Hetze. Aber es schrieb im sudetendeutschen *Volksboten* auch ein tschechischer Exilpolitiker von einem „verheißungsvollen Anfang“ und erklärte: „Es wird an uns Tschechen liegen, den nächsten Schritt in dieser Richtung zu tun.“

Lev Prchala, den die Prager Presse als faschistischen Emigrantengeneral bezeichnete, tat selbst diesen Schritt, obwohl er im Ausland auch vom katholischen Exil systematisch verleumdet wurde, da die tschechische Emigration von Benešisten beherrscht war. Aber er ging seinen Weg der Versöhnung konsequent weiter und tat dies gerade in Königstein 1951, als er Inhalt und Sinn des Wiesbadener Abkommens erklärte. Alle vorher geäußerten Befürchtungen der hessischen Behörden, es könne zu Unmutsbekundungen von Vertriebenen gegen einen so hochkarätigen tschechischen Redner kommen, waren unbegründet, denn Prchala sprach als ein Europäer der ersten Stunde. Er lehnte ein Europa des Hasses ab und rief nach einem neuen freien und gerechten Europa. Wörtlich sagte er in seiner mehrfach von Applaus unterbrochenen Rede:

„Allen Schwierigkeiten zum Trotz ist es unsere heilige Pflicht, auch weiterhin für die Freiheit der Menschen, für das Recht der Völker auf ihr Selbstbestimmungsrecht, für eine freiwillige Föderation der Völker Europas und damit für eine freie und glückliche Heimat zu kämpfen. Unseren Kampf führen wir im Geiste tausendjähriger christlicher Tradition und Verpflichtung nicht nur unseres Volkes, sondern des gesamten Abendlandes. In Europa haben wir Platz genug, wenn wir nur als Europäer denken und wenn wir wie zivilisierte Menschen handeln. Jedem das Recht auf seine Heimat anzuerkennen, ist eine der ersten Vorbedingungen eines solchen Denkens und Handelns. Denn das ist Recht und das ist Moral. Und wo Moral und Recht herrschen, dort wird auch Frieden sein. Frieden unter den Menschen, Frieden unter den Völkern.“

Prchalas Rede erschien komplett in der Wochenzeitung *Volksbote* und mit den anderen Beiträgen der Tagung in der Schriftenreihe der Ackermann-Gemeinde unter dem Titel *Wegbereiter einer neuen Ordnung*. An die Tagung hatten Papst Pius XII., Bundeskanzler Adenauer und Kardinal Frings Telegramme gesandt. Unter den Teilnehmern waren auch die Bundesminister Lukaschek und Seeböhm. Presseberichte sprachen vom „Ruf von Königstein“. Für das in Königstein Bekräftigte trat General Prchala auch in der Folgezeit stets ein. 1955 sprach er an Pfingsten auf dem Sudetendeutschen Tag in Nürnberg und erklärte:

„Als Mensch und Europäer verurteile ich die Verbrechen, die 1945 an den Sudetendeutschen begangen wurden. Als Tscheche und Christ fühle ich mich verpflichtet, Sie, sudetendeutsche Männer und Frauen,

um Verzeihung zu bitten. Dies tue ich aus freiem Willen, ohne Furcht und Zwang ...“. Er ging in seiner Rede wieder auf das Wiesbadener Abkommen ein und sprach von einem „weiten und schweren Weg, voll von Hindernissen und Gefahren. Aber wir werden und müssen ihn gehen, vor allem wir Tschechen, wenn das tschechische Volk wieder ein vollwertiges Mitglied eines freien, christlichen und demokratischen Europas werden will.“

Im August desselben Jahres nahm P. Paulus Sladek bei der Jahrestagung der Ackermann-Gemeinde in Passau in seiner Predigt anlässlich der Primiz eines tschechischen Neupriesters die Worte Prchalas zum Anlass, sich seinerseits für alle Untaten zu entschuldigen, die von Deutschen, nicht nur von Sudetendeutschen an Tschechen begangen wurden.

Mit dem EU-Beitritt hatte Tschechien 2004 die Chance, wieder ganz nach Europa zu gelangen. Leider hat sich die Prager Regierung bis heute geweigert, die Beneš-Dekrete aufzuheben und statt an dem Vertreiber Beneš sich am Geiste eines General Prchalas zu orientieren. Nach Beneš sind Straßen und Plätze benannt; in vielen tschechischen Städten stehen Beneš-Denkmäler. Die Todesbrücke in Aussig trägt seinen Namen. Das Prager Parlament hat ihn nach dem EU-Beitritt geehrt und dem Staatsgründer Tomáš Garrigue Masaryk zur Seite gestellt.

Rudolf Grulich



General Prchala wird 1955 durch Lodgman von Auen geehrt und erhält den Sudetendeutschen Karlspreis.

Der Text des Wiesbadener Abkommens

In der Literatur wird die Übereinkunft von General Prchala mit den Vertretern der sudetendeutschen Gesinnungsgemeinschaften als Abkommen betitelt, im unterschriebenen Text als Übereinkommen. Von den sieben Kapiteln ist die Nr. 3 besonders wichtig, weil darin über die Rückkehr der vertriebenen Sudetendeutschen gesprochen wird. (Anmerkung R. Grulich)

Übereinkommen, vereinbart zwischen General Prchala, London, für den Tschechischen Nationalausschuß, und der Arbeitsgemeinschaft zur Wahrung sudetendeutscher Interessen, München, letztere vertreten durch Dr. Lodgman, Reitzner und Schütz.

1. „Beide Teile stehen auf dem Boden der demokratischen Weltanschauung und lehnen jedes totalitäre System ab. Beide Teile betrachten eine demokratische Ordnung der Verhältnisse im böhmisch-mährisch-schlesischen Raum als einen Teil des Kampfes für ein einheitliches Europa. Dieses kann nach ihrer Überzeugung nur dadurch erreicht werden, daß sich seine Völker ohne Zwang in Ausübung ihres Selbstbestimmungsrechtes zusammenfinden.
2. Beide Teile anerkennen den Grundsatz, daß in der Emigration niemand berechtigt ist, ein Volk zu verpflichten. Es ist der berufene Herr seines Schicksals und soll sich frei entscheiden können, welchen Weg es gehen will. Nur ein Volksentscheid kann endgültig bestimmen.
3. Beide Teile betrachten die Rückkehr der vertriebenen Sudetendeutschen in ihre Heimat als gerecht und daher selbstverständlich. Sie sind sich dessen bewußt, daß diese Rückkehr nur dann erfolgen kann, wenn auch das tschechische Volk befreit ist. Deshalb wollen sie alles tun, um seine Befreiung zu verwirklichen.
4. Beide Teile lehnen die Anerkennung einer Kollektivschuld und des aus ihr fließenden Rachegedankens ab, sie verlangen aber die Wiedergutmachung der Schäden, die das tschechische Volk und das deutsche Volk erlitten haben und die Bestrafung der geistigen Urheber und der ausführenden Organe der begangenen Verbrechen. Diese Maßnahmen erscheinen beiden Teilen notwendig, weil die Geschehnisse

der letzten Jahrzehnte ein freundliches Nebeneinanderleben beider Völker unmöglich machen, solange die jetzige Generation lebt, weil sie an der Begehung der Verbrechen an Gut und Leben unmittelbar beteiligt war, entweder als Täter oder als Opfer und weil sie auf beiden Seiten die Erinnerung an diese Ereignisse nicht auslöschen könnte, auch wenn sie es wollte, wenn sich nicht ihr wertvoller Teil von den Verbrechen trennt. Die Durchführung dieser Maßnahmen sollte nach Ansicht beider Teile durch die eigenen Volksgenossen erfolgen; die Verbrechen sind ja nicht nur gegen das andere, sondern auch gegen das eigene Volk begangen worden, dessen Ruf und Ansehen in den Augen aller anständigen Menschen schwer geschädigt wurden.

5. Beide Teile sind darin einig, daß über die endgültigen staatspolitischen Verhältnisse gemäß Punkt 2 beide Völker entscheiden sollen, sobald die Befreiung des tschechischen Volkes und die Rückkehr der Sudetendeutschen erfolgt sein werden. Da die Voraussetzungen heute nicht überblickt werden können, beide Völker durch ein Jahrtausend im böhmisch-mährisch-schlesischen Raum in engster Nachbarschaft gelebt haben und auch in Zukunft leben werden, so haben beide Teile beschlossen, einen Föderativausschuß einzusetzen, der die Voraussetzungen hierfür schaffen soll. Beide Teile nehmen an diesem Ausschuß gleichberechtigt teil.
6. Dieser Entwurf unterliegt der Ratifizierung durch den Tschechischen Nationalausschuß einerseits und durch die Arbeitsgemeinschaft zur Wahrung sudetendeutscher Interessen, München, andererseits. Bis dahin wird er als vertraulich betrachtet, er soll nach der Ratifizierung veröffentlicht werden.
7. Dieses Übereinkommen ist in der deutschen und der tschechischen Sprache abgefaßt worden, beide Ausfertigungen werden vom Präsidium der Arbeitsgemeinschaft zur Wahrung sudetendeutscher Interessen, München, einerseits und von General Prchala in Vertretung des Tschechischen Nationalausschusses, London, andererseits unterschrieben. Beide Ausfertigungen gelten als authentisch.“

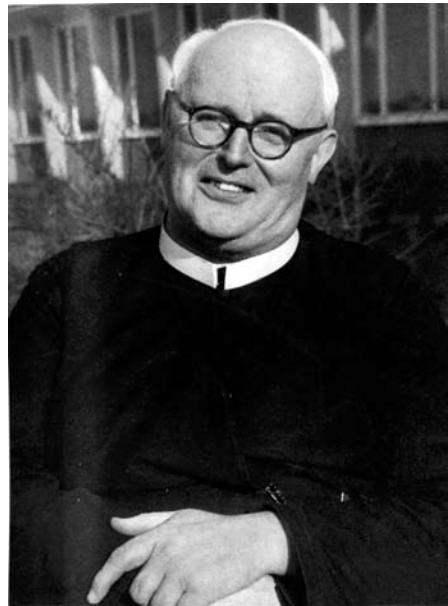
München - London, Freitag, den 4. August 1950

Gedenktage zweier Heimatpriester

Vor 50 Jahren wurden Pater Augustin Reimann und Abt Dominik Prokop heimgerufen.

1970 trauerten wir um zwei große Männer aus dem Braunauer Ländchen: Am 19. Januar 1970 starb in Würzburg der unvergessliche Volksmissionar Pater Augustin Reimann aus Deutsch-Wernersdorf und am 6. April Abt Dominik Prokop aus Ottendorf im Kreis Braunau.

Augustin Reimann wurde am 13. Oktober 1899 geboren und besuchte das Gymnasium in Braunau und in Hall in Tirol, wo er 1919 maturierte. Er trat bei den Redemptoristen ein, studierte in Mautern/Steiermark und Prag und wurde 1923 in Mautern zum Priester geweiht. In Prag wurde er 1929 zum Dr. theol. promoviert. Als Seelsorger wirkte er 1924 in Zwittau, 1926 in Karlsbad, 1930 wieder in Zwittau, und seit 1931 bis zur Vertreibung im Juni 1946 wieder in Karlsbad, wo er Provinzoberer der 1936 gegründeten Karlsbader Vizeprovinz wurde, zu der die sudetendeutschen Redemptoristen der Tschechoslowakei gehörten.



Pater Augustin Reimann CSsR

Eine Osterpredigt brachte ihn 1942 ins Gestapogefängnis in Karlsbad und Eger, wo er fast ein Jahr inhaftiert war. Nach der Vertreibung war P. Reimann Flüchtlingsseelsorger und Volksmissionar in München, Gießen und Frankfurt und 1953 Provinzoberer der österreichischen Provinz Wien. Seit 1963 war er Rektor in Salzgitter und Provinzial der Karlsbader Vizeprovinz der Redemptoristen.

P. Reimann war ein begnadeter Prediger und Seelsorger. Manche seiner Bücher verdienten eine Neuauflage wie zum Beispiel seine Biographien über Klemens Maria Hofbauer oder Bischof Johann Nepomuk Neumann oder Bücher wie *Auf der Straße der Vertriebenen* oder *Gespräche am Krankenbett*.

In seinen Titeln als Benediktinerabt spiegelt sich die Lebensgeschichte von Dominik Prokop und die Geschichte seiner Heimat Böhmen.

Er war der 59. Abt der Benediktinerabtei Břevnov – Braunau, die vom hl. Adalbert von Prag im Jahre 993 als erste Abtei in Böhmen gegründet wurde. Nach dem Münchner Abkommen und dem Anschluss des Sudetenlandes an das Deutsche Reich war er „nur noch“ Abt von Braunau, da Břevnov nach Jahrhunderten der Doppelabtei Břevnov – Braunau selbständig wurde, und in der Vertreibung nach Bayern war er erster Abt der neugegründeten Abtei Rohr. Břevnov und Braunau gehörten im Benediktinerorden zur slawischen Kongregation des Ordens, die neue Abtei Rohr zur bayerischen Kongregation.

Prokop wurde am 6. August 1890 in Ottendorf im Kreis Braunau geboren und besuchte das Gymnasium in Braunau. Nach der Matura trat er in das Stift ein, wo er 1911 die Profess ablegte. Theologie studierte er in Prag, wo er 1915 zum Priester geweiht wurde. Er studierte deutsche und tschechische Philologie und wurde 1919 an der Deutschen Universität in Prag promoviert. Da er auch die Lehramtsprüfung für Gymnasien abgelegt hatte, war er von 1910 bis 1926 Lehrer am Benediktinergymnasium in Braunau. 1926 wurde er am 15. Dezember zum Abt gewählt und erhielt in Břevnov von Erzbischof Kordač die Abtweihe.



Abt Dominik Prokop OSB

Die Trennung der beiden Klöster 1939 traf ihn schwer, denn bis dahin hatten Tschechen und Deutsche als Angehörige beider Völker Böhmens gemeinsam im Stift gelebt. Der tschechische Abt von Břevnov überbrachte nach dem Krieg seinem deutschen Mitbruder Dominik den Aussiedlungsbefehl. Die Benediktiner von Braunau übernahmen im niederbayerischen Markt Rohr die Pfarrkirche im 1803 aufgehobenen Augustinerchorherrenkloster und gründeten 1947 ein Gymnasium und ein Schülerheim.

Das Kloster Rohr wurde bald ein Zentrum sudeten-deutscher seelsorgerischer und kultureller Arbeit. Abt

Dominik war als „Lehrer am Gymnasium, als Novizenmeister und als Schriftleiter des Braunauer Rundbriefs“ tätig und hielt bei Heimattreffen Gottesdienst. Als Ehrenmitglied des Braunauer Heimatkreises hielt er Kontakt mit seinen Landsleuten und erlebte noch, dass der Abt des 1950 von den Tschechen aufgelösten Kloster Břevnov im Jahr des Prager Frühlings nach Rohr kam.

Rudolf Grulich

Waren Sie schon in Neuböhmen?

Wir wissen bei der Drucklegung unserer Mitteilungen noch nicht, wann in Europa die Grenzen wieder offen sind. 30 Jahre nach der Wende ist trotz des Vertrags von Schengen die Grenze zu Tschechien verschlossen. Aber wir können in ein unbekanntes Böhmen fahren, nämlich nach Neuböhmen. Wo das liegt? Im Nürnberger Stadtteil Erlenstegen sind noch heute der alte Grenzstein und eine Tafel „Böhmische Grenze“ zu sehen, die erklärt, wann Böhmen bis Nürnberg reichte.



Der böhmische Grenzstein in Nürnberg Erlenstegen

Wer heute von der Autobahn von Westen nach Nürnberg kommt, findet Hinweisschilder auf die Via Carolina, die Karls-Straße. Sie trägt den Namen nach Karl IV., der deutscher und böhmischer König, aber auch Römischer Kaiser war. Er stammte aus dem Geschlecht der Grafen von Luxemburg und schon sein Vater Johann war König von Böhmen. Karl IV. erhob als Kaiser 1354 seine Grafschaft Luxemburg zum Herzogtum. Da er in Prag residierte und oft in Nürnberg Reichstag und Hof hielt, war er bemüht, Gebiete zwischen Nürnberg und Böhmen zu erwerben, um eine Landverbindung von Nürnberg zu seinem Königreich Böhmen zu schaffen. Dabei war ihm von Vorteil, dass seine zweite Frau (nach dem Tode von Bianca von Valois) Anna von der Pfalz war und bei der Heirat als Mitgift große Gebiete der

heutigen Oberpfalz und Mittelfrankens in die Ehe brachte. Es war ein zerrissenes Gebiet, aber durch Kauf, Tausch und geschickte Diplomatie konnte Kaiser Karl IV. diese Gebiete arrondieren; immer bemüht, eine Landbrücke zwischen Prag und Nürnberg, ja sogar bis Luxemburg zu schaffen. Obwohl Karl die Geschlossenheit dieser Besitzungen anstrebte, gelang ihm dies nicht ganz, aber er konnte doch ohne Zoll auf eigenem Grund von Böhmen nach Nürnberg reisen. Hauptstadt dieses Gebietes zwischen Nürnberg und der heutigen böhmischen Grenze,

für das sich später der Begriff *Neuböhmen* einbürgerte, wurde Sulzbach. In der *Goldenen Bulle*, die Karl IV. am 10. Januar 1356 auf einem Nürnberger Reichstag erließ, werden alle Burgen, Güter und Orte genannt, die Karl „auf ewig“ mit der Krone Böhmens verband. In den Jahren zwischen 1366 und 1368 ordnete der Kaiser an, ein Verzeichnis und Steuerbuch zu erstellen, das als *Böhmisches Salbüchlein* bekannt ist und aufzeigt, welche Abgaben Karls *neuböhmische* Besitzungen zu leisten hatten.

Die Straße von Nürnberg nach Prag hieß schon früh die *Goldene Straße*. Karl IV., machte diesen Weg mindestens 52 Male von Prag in sein „geliebtes Nürnberg“. Auch später blieb der Name, wie etwa der Bericht des Bärnauer Pflegers Hans von Uttelhofen 1513 besagt, der von der „Königlichen Stras“, spricht, die von Prag ausgeht und „uff Nurnberg zu geth“. Die Straße führte auf rund 300 Kilometern von Prag vorbei am Böhmischem Karst durch das Tal der Mies und das böhmische Hügelland zum Oberpfälzer Wald und quer durchs Naabtal über den fränkischen Jura ins untere Pegnitztal nach Nürnberg. Die Reise verlief meist erstaunlich schnell: Als Karl IV. 1350 die Reichskleinodien von Prag nach Nürnberg transportierte, startete der Wagen am 29. März in Prag und war am 3. April in



Kaiser Karl IV.



Das Wenzelschloss in Lauf

Nürnberg. Zu Pferd hatte Karls Vater König Johann sogar die Strecke von Prag nach Paris in der Rekordzeit von sechs Tagen geschafft.

Die Orte an der *Goldenen Straße*, auch die erworbenen Dörfer und Märkte zwischen Luxemburg und Nürnberg wie Erlangen, Mainbernheim, Prichtsstadt oder Heidingsfeld, wurden vom Kaiser mit reichen Privilegien ausgestattet. Sehr wichtig war ihm die Sicherheit der Kaufleute, die auf ihren Wägen Salz und Getreide, Wein und Honig, Bier und Öle, aber auch Metalle und Metallwaren nach Böhmen in das damals reichste Land Europas transportierten. Das Königreich Böhmen war lange Zeit das reichste Land Europas. Es hatte Gold und Silber; was jedoch fehlte, war Salz, das auf dem Goldenen Steig ins Land gebracht werden musste.

„Man sol wissen, was geleits vom Rhein gen Beheim get“, ordnete der Kaiser in jenem Prager Kanzleideutsch an, aus dem die neuhochdeutsche Schriftsprache hervorging. In unserer heutigen Schreibweise heißt es dann, dass dieses Geleit „ein Pfleger von Lauf am Bach bei Erlenstegen übernehmen und es begleiten soll bis an die Brücke der Pegnitz in Hohenstadt“, des Weiteren der Pfleger von Sulzbach bis Gebenbach und der Pfleger von Hirschau bis Kohlberg usw. Dieses wenig bekannte *Neuböhmen* war immer eine Reise wert und ist es auch heute, falls die heutige böhmische Grenze bei einem neuen Aufflackern der Pandemie gesperrt wäre. Viele Orte des ehemaligen Neuböhmen

haben den böhmischen Löwen mit zwei Schwänzen im Wappen.

In der ehemaligen Hauptstadt Neuböhmens Sulzbach trägt an der Kirche am Hauptplatz eine Wenzelsstatue die Züge Kaiser Karls IV. Böhmisches Pflegeamtsstädte in Neuböhmen waren u. a. Lauf, Hersbruck, Sulzbach, Hirschau und Bärnau direkt an der Goldenen Straße, aber auch Auerbach, Pegnitz mit der Burg Beheimstein und Floß. Zahlreiche Burgen, die heute meist in Ruinen liegen, waren böhmische Stützpunkte wie Hollenberg bei Pegnitz oder Wildenfels bei Hilpoltstein. Auch als Ruinen sind sie einen Besuch wert. In Lauf ist auf der Pegnitzinsel das Wenzelschloss mit seinem Wappensaal erhalten, der Dutzenden von Wappen aus dem Herrschaftsgebiet des Kaisers zeigt. Das Schloss ist nach Karls Sohn Wenzel benannt, der in Nürnberg geboren wurde.

Obleich Karl IV. Neuböhmen „für ewig“ mit Böhmen verbunden hatte, verkaufte bzw. verpfändete er den südlichen Teil des Landes mit der Hauptstadt Sulzbach im Vertrag von Fürstenwalde für 100 000 Gulden

an die pfälzischen Wittelsbacher in Person seines Schwiegersohnes Otto IV. von Brandenburg. Neuböhmen, das Historiker als Modell eines modernen Staates ansehen, war nun geteilt: Der Süden gehörte zur Pfalz, der nördliche Teil blieb bei Böhmen. Die Verwaltung und das Landgericht waren in Auerbach,



Die Wenzelstatue in Sulzbach trägt die Gesichtszüge von Kaiser Karl IV.



Erlanger Wappen mit dem böhmischen Löwen



Wappen von Pleystein



Der Wappensaal im Wenzelschloss in Lauf

das eine kurze Blütezeit erlebte. Pflegamtsstädte waren Erlangen, Pegnitz und Bärnau, Pflegamtsitze gab es in Strahlenfels, Böhmeinstein, Hollenberg, Frankenberg, Rothenberg und anderen Burgen. Karl IV. war urkundlich nachweisbar mindestens fünf Mal in Auerbach, woran ein Bild im Rathaussaal erinnert. Sein Sohn und Nachfolger Kaiser Wenzel war zweimal in der Stadt, wo auch der Auerbacher Pfennig geprägt wurde. Als „des Königs oberster Pfleger in Beiern“ ist ein Borzivoj bekannt, der im Jahre 1400 die Stadt erfolglos verteidigte. Denn nach dem Tode seiner Frau Johanna von Bayern, die von Wenzels Jagdhunden zu Tode gebissen wurde, verfiel Wenzel in Schwermut und Unberechenbarkeit, so dass er im Jahre 1400 von den Kurfürsten abgesetzt wurde. Sein Nachfolger Ruprecht von der Pfalz eroberte im selben Jahre Auerbach und machte Neuböhmen ein Ende. Wenzel war nur noch König von Böhmen und starb 1419 in Prag.

In vielen Sagen ist die Erinnerung an die „böhmische“ Zeit der Oberpfalz und Mittelfrankens lebendig geblieben. Nach der Wende 1989 haben Gruppen von Schülern mit ihren Lehrern aus bayerischen und tschechischen Schulen entlang der Goldenen Straße, aus Ostbayern und aus Westböhmen diese Sagen gesammelt. Ein „Förderkreis Deutsch-Tschechischer Schulen zwischen Nürnberg und Prag“ hat sie im Jahre 2000 unter dem Titel *Sagenhafte Goldene Straße* zusammen mit der Bayerischen Akademie für Schullandheimpädagogik in Deutsch und Tschechisch herausgegeben. Der Untertitel lautet: „Ein Streifzug durch die Gemeinsamkeiten der Geschichte von

Tschechen und Deutschen anhand von Sagen zwischen Nürnberg und Prag mit einem Beitrag aus Luxemburg.“

Wir finden darin Sagen von Karl IV. und seinem Sohn Wenzel, Erinnerungen an die Hussiten, den Dreißigjährigen Krieg und andere Jahrhunderte. Neben tragischen Geschichten gibt es auch Schwänke oder ätiologische Sagen zur Erklärung von Ortsnamen wie z. B. der Stadt Lauf. Die Texte erzählen von Lauf und Erlangen, Auerbach und Hersbruck, Hirschau und Pegnitz, Rückersdorf, aber auch von Nürnberg selbst und von Orten in der heutigen Tschechischen Republik auf dem Wege nach Prag. Historisch Interessierte, nicht nur Sudetendeutsche, die Nürnberg von den Sudetendeutschen Tagen her kennen, werden sie mit Gewinn lesen. Es sind Erinnerungen an die Gemeinsamkeiten dieser Gebiete in Mitteleuropa und ihre einstige Zugehörigkeit zum durch *Neuböhmen* erweiterten böhmischen Königreich.

Rudolf Grulich

Gedenktage zweier Königsteiner Professoren

Zum 100. Geburtstag von Karl Braunstein und 125. Geburtstag von Adalbert Bitterlich



Am 1. April dieses Jahres wäre Prälat Karl Braunstein 100 Jahre geworden. Am 20. Dezember gedenken wir des 125. Geburtstages von Prälat Adalbert Bitterlich. Beide waren Professoren der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Königstein und beide stammen aus dem böhmischen Niederland, das der Kirche viele Priester und auch Bischöfe schenkte, darunter auch Weihbischof Kindermann.

Karl Braunstein wurde 1920 in Hainspach im Kreis Schluckenau geboren und besuchte die Gymnasien in Mariaschein und in Teplitz-Schönau, wo er 1939 die Abiturprüfung ablegte. Sein Theologiestudium begann er in Leitmeritz, wurde aber 1942 zum Wehrdienst eingezogen und war Soldat bis Kriegsende. Bereits im November 1945 kam er nach Bayern, wo er 1948 in Regensburg zum Priester geweiht wurde. Schon als Student war er für den *Rundbrief der sudetendeutschen Theologen* tätig. Nach der Priesterweihe war er Seelsorger und Religionslehrer in Arzberg und Amberg, später war er Religionslehrer am Gymnasium in Ratzeburg, bevor er in Rom an der deutschen Nationalkirche Anima als

Kaplan wirkte, gleichzeitig ein Kirchenrechtsstudium an der Gregoriana absolvierte und kanonistische Praxis an der Agencia gewann.

Nach seinem Lizenziat kam er 1954 als Schriftleiter und Lehrbeauftragter nach Königstein und wurde 1956 an der Gregoriana promoviert. 1958 übernahm er die Pfarrei Seelenberg im Taunus und las als Dozent Kirchenrecht an der Hochschule in Königstein, wo er 1963 Professor wurde. Neben in Rom gedruckten kirchenrechtlichen Arbeiten, Artikeln und Rezensionen lag ihm die Aufarbeitung der Vertreibung am Herzen.

Dafür zeugen die Werke wie *Die Vertreibung im Lichte des Völkerrechts* (1988) und *Die Vertreibung im Lichte des Naturrechts* (1959) Braunstein war auch Rektor der Hochschule und Vorsitzender des Albertus-Magnus-Kollegs, als Königstein noch „Vaterhaus der Vertriebenen“ war. Er starb am 27. Dezember 1990.



Adalbert Bitterlich wurde 1895 in Georgswalde im Kreis Rumburg geboren und erhielt die Matura nach dem Besuch des Gymnasiums Mariaschein. Nach dem Theologiestudium in Leitmeritz wurde er dort 1920 zum Priester geweiht.

Nach einem Kaplansjahr in Böhmisches-Leipa wurde er ab 1921 Dompräbendat und Domprediger, Bürgerschulkatechet und Gymnasialprofessor, später nach seiner Dissertation in Prag auch Professor für Moralthologie und Kirchenrecht am Priesterseminar in Leitmeritz, wo er auch Offizial des bischöflichen

Konsistoriums war.

Er war 1939 der erste Priester der Diözese, der nach dem Anschluss des Sudetenlandes an Deutschland Schulverbot erhielt, weil er die Jugend „antinationalsozialistisch erzog und die Arbeit der Hitlerjungen sonntags sabotierte, weil er sie zum Gottesdienst einlud.“

Nach der Vertreibung war er Lagerseelsorger in Wiener Flüchtlingslagern bis er im mittelfränkischen Lichtenau in der Diözese Eichstätt zwei Jahre als Diasporaseelsorger 21 Ortschaften betreute. Diese Zeit und die Tätigkeit als Religionslehrer in Ansbach sowie die Seelsorge an der Ansbacher Heil- und Pflegeanstalt wiesen ihn als einen Seelsorger aus, der sein Wissen als Professor für Pastoraltheologie am Priesterseminar in Königstein an die Studenten weitergeben konnte.

Auch als Professor war er Seelsorger und Pfarrer in Schneidhain bei Königstein. Die Kirche ehrte ihn mit dem Titel eines Päpstlichen Hausprälaten. Prälat Bitterlich starb am 11. Januar 1972 in Siegen.

Rudolf Grulich

Heimatpriester und die Vertreibung

„Ein Gesamtbild der Austreibung aus unserer alten Heimat hat nicht nur jetzt, sondern auch für später einen großen Stellenwert,“ schrieb 1948 das Priesterreferat in Königstein an alle Heimatpriester, deren Adressen man kannte, und forderte sie auf, wahrheitsgetreu über ihre Gemeinden und die Erlebnisse der Vertreibung zu berichten. Prälat Adolf Kindermann bat dabei um diese Schwerpunkte wie kurze Beschreibung der Gemeinde und Bevölkerung, Ereignisse und Ablauf, ungefähre Angaben der Toten, Selbstmorde, Verschleppungen und Verhalten der tschechischen Mitbrüder.

Für die Pfarrei Neudek antworteten Pfarrer und Dechant Wilhelm Polland und der Seelsorger Josef Komma.

Wilhelm Polland wurde am 27. Mai 1905 in Maschkotten geboren. Er besuchte das Gymnasium in Mies, studierte Theologie in Prag und wurde dort zum Priester geweiht. Zu seiner ersten Kaplanstelle wurde er nach Neudorf berufen und danach nach Groß-Sichdichfür. Anschließend wurde er Pfarrer und Dechant in Neudek bis Kriegsende und versah vom Oktober 1945 bis Oktober 1946 die Pfarrei St. Katharina. Pfarrer Polland berichtete am 29. Juni 1948 nach Königstein: „Die Pfarrgemeinde Neudek, (gelegen an der Bahn Karlsbad-Johanngeorgenstadt) mit den Gemeinden Bernau Eibenberg, Gibacht, Hohenstollen. Mühlberg, Oed, Thierbach, Ullersloh zählte im Ganzen 11.861 Katholiken.“ Neudek war bis 1918 eine rein deutsche Pfarrgemeinde, was sich aber nach dem Ersten Weltkrieg geändert hatte. Es „kamen tschechische Beamte, Eisenbahner u. Postangestellte, Gendarmerie u. Finanzwachleute und so sollte nach und nach aus Neudek das tschechische Nejdek werden, was aber nicht geschah, denn die Heimattreue der Erzgebirgler ist tief und echt“ berichtet Pfarrer Polland. 1945 begann nach Kriegsende „ein furchtbares Schreckensregiment der aus dem Protektorat kommenden Čechen. Es gab viele Selbstmorde ca. 20 und viele schreckliche Morde durch die Čechen. Die Feder sträubt sich, die Schandtaten dieser Christuspeiniger niederzuschreiben, sowie Drangsalierungen und Verschleppungen. Berüchtigt war der Keller des Landratsamtes und das Polizeigefängnis der Stadt Neudek, sowie das Lager für die unschuldig verhafteten Deutschen in Neurohlau.“

Die tschechischen Mitbrüder waren nach den Angaben des Dechanten genau wie das tschechische Volk „Deutschenhasser“ gewesen. Die tschechische Stadtverwaltung, die gegen ihn feindlich eingestellt war, schikaniert ihn, „weil er ein Deutscher war.“ Daraufhin „zwangen ihn die tschechischen Behörden zur Resignation, sodaß er im Oktober 1945 seine Pfarrei verlassen mußte, weil die čechischen

Mitbrüder in Prag sich vor den kommunistischen Elementen fürchteten, für einen deutschen Priester einzutreten.“ Wilhelm Polland versah dann die Pfarrei St. Katharina im Egerland, von wo er mit dem letzten Transport seiner Pfarrkinder 14. Oktober 1946 auch zur Aussiedlung kam. Es sei ihm nicht möglich, „über das schreckliche Schicksal vieler unschuldiger Pfarrkinder durch die Čechen zu berichten, ... da dies viele Seiten ausfüllen würde.“

Pfarrer Polland schrieb den Bericht in Holzham, wo er als Hilfspriester eingesetzt war. Weitere Stationen seines Priesterweges waren Kronwinkel und Grammelkam in der Erzdiözese München. Pfarrer Polland verstarb am 17. September 1989 in Landshut.

Der zweite Seelsorger in Neudek, Josef Komma, berichtete am 29. Juni 1948 aus Penzenhofen in der Diözese Eichstätt. Komma wurde am 15. März 1913 in Krondorf geboren. Er besuchte das Gymnasium in Duppau, sein Theologiestudium absolvierte er in Prag und wurde dort am 29. Juni 1938 zum Priester geweiht. Seine erste Kaplanstelle brachte ihn nach Petrowitz, die zweite ab 16. Oktober 1938 nach Neudek. 1942 wurde er zum Wehrdienst eingezogen, war nach dem Krieg in Gefangenschaft und kam erst nach seiner Entlassung Mitte Oktober 1945 nach Neudek zurück. Er berichtet, dass die Gemüter, als er seinen Dienst antrat, schon bedeutend ruhiger geworden waren und „er persönlich nichts zu erleiden hatte“, was auch für seine Zeit in Chodau zutraf. Am 30. April 1946 musste Komma Chodau als Administrator übernehmen und wurde von dort aus am 14. August 1946 ausgesiedelt. Er kam nach Panzenhofen und setzte sich dort für den Kirchen- und Pfarrhausbau ein.

Komma beschreibt die Bevölkerung in Neudek wie folgt: „Die Stadtgemeinde Neudek zählte gegen 12 000 Einwohner, die fast ausschließlich in der Industrie beschäftigt war. 75% der Bevölkerung war katholisch. Zur Seelsorgegemeinde gehörten noch acht Landgemeinden, die teils in der Landwirtschaft, teils in der Industrie beschäftigt waren.“ Wie Komma erfuhr, musste die Bevölkerung nach dem Zusammenbruch bald an den Stadtrand umsiedeln und die Deutschen „durften nur so viel Gepäck mitnehmen, wie sie tragen konnten.“ Täglich wurden Wohnungen geplündert, junge „Burschen und Mädels nachts aus den Betten geholt und früh in Autobussen ... ins Innerböhmische zu Zwangsarbeiten verschleppt“. Die Verzweiflung der Bevölkerung wuchs von Tag zu Tag. „Jeder Zwischenfall zwischen Russen und Tschechen wurden den Deutschen zur Last gelegt und Verhaftungen waren an der Tagesordnung. Die Mehrzahl der Verhafteten wanderte ins Lager nach Neurohlau.“

Die deutsche Bevölkerung durfte lange Zeit nur zwischen 10 und 12 Uhr das Haus verlassen. Etwas mehr Schutz hatten die Arbeiter der

großen Wollkämmerei und des Eisenwerks, da ja dort der Arbeitsbetrieb aufrechterhalten werden musste. „Die Aussiedlung, die Ende 1946 begann, verlief von einzelnen Härten abgesehen, planmäßig.“

Als Josef Komma die Pfarrei Chodau als Administrator übernehmen musste, kam ein tschechischer Kaplan nach Neudek, der ihn „öfter in Chodau aufsuchte. Er war äußerst anständig und zuvorkommend, er bedauerte diese ganze Aktion zutiefst und schämte sich des Treibens seiner Volksgenossen.“ Weiter teilte Komma mit: „Als ich ins Reich kam, blieben mir ja die allgemeinen Enttäuschungen nicht erspart, fand aber bei den Kollegen gastfreundliche Aufnahme, zumal die Lagerzeit im Reich sehr lange dauerte. Besondere Ereignisse, wie sie mir von anderwärts bekannt sind, weiss ich nicht zu berichten.“ Josef Komma starb am 20. Februar 1996 in Donauwörth.

Sollten Sie an weiteren Vertreibungsberichten interessiert sein, senden wir Ihnen gerne Kopien der im Institut vorhandenen Vertreibungsberichte gegen eine kleine Spende zu.

Sterbehilfe nein – Sterbebegleitung ja

„Habent sua fata libelli“ (Bücher haben ihre Schicksale) schrieben Rudolf Grulich und Jan B. Lášek von der Prager Karlsuniversität über den Sammelband mit den Referaten der deutsch-tschechischen Ärztekonferenz 2008 in Saaz. Sie hatte als Thema *Der Ackermann aus Böhmen* und Saaz wurde als Ort gewählt, weil sich ausgehend vom Werk des Johannes von Saaz in dieser Tagung „im reanimierten Herz Europas“ die Teilnehmer mit dem Tod und dem Sterben befassten.

Im Jahre 1400 schrieb der Stadtschreiber von Saaz Johannes nach dem Tode seiner Frau ein Streitgespräch mit dem Tod. Ärzte, Literaturwissenschaftler und Juristen aus Tschechien und Deutschland zeigten auf, dass der Libellus Ackerman, dessen Autor auch als Johannes von Tepl bekannt ist, nicht nur nach den Worten Reinhold Schneiders ein „Trostbuch“ ist, sondern uns auch heute aktuell viel zu sagen hat.

Auf dieser von Michael Popović und Ivan Pfeifer konzipierten und geleiteten Tagung wurden grundlegende Aussagen zur Palliativmedizin und zur Sterbebegleitung gemacht, aber auch alte und neue Probleme zum Werk des Johannes von Saaz erörtert.

Der zweisprachige Sammelband der Tagung war bald vergriffen. Zum 600. Jahrestag des Todes von Johannes von Saaz 2016 wurde eine erweiterte Auflage angeregt. Die Herausgeber Michael Popović und Ivan Pfeifer aktualisierten ihr Vorwort. Popović ergänzte auch

seinen grundlegenden Beitrag zur Palliativmedizin. Rudolf Grulich und Jan Lášek begrüßten den Schulterschluss deutscher und tschechischer Ärzte und anderer Fachleute der Geschichte, der Medien, der Ethik und der Rechte, die sich grenzüberschreitend als Brückenbauer in Europa für das humanistische Anliegen der Sterbebegleitung und Trauerarbeit und gegen die Sterbehilfe einsetzen.

Der Band zeigt auf, dass die Kontroverse „um die Art des Umgangs mit Sterben und Tod ... genährt [wird] durch das mangelnde Wissen um die Möglichkeit, das Leiden, den Sterbeprozess, Tod und Trauer erträglich zu gestalten und als Teil des Lebens anzunehmen.“ Einzelne Beiträge machen deutlich, welche positive Wirkungen von der Palliativ- und Hospiz-Versorgung nicht nur für die Sterbenden, sondern auch für die Angehörigen ausgehen.

Nach der Saazer Tagung wurde eine Deutsch-Tschechische Gesellschaft für Palliativmedizin gegründet. Weitere Auswirkungen reichen von der Deklaration des Weltärztebundes von Venedig über die „Charta zur Betreuung schwerstkranker Menschen in Deutschland“ und das System der Weiterbildung der Ärzte und des medizinischen Personals der Palliativmedizin in der Tschechischen Republik bis zu den Grundsätzen der Bundesärztekammer zur ärztlichen Sterbebegleitung

Die historische Tagung in Saaz und die Veröffentlichung der zweiten Auflage haben den Gesundheitsreformen in Deutschland und in ganz Mitteleuropa neue Impulse gegeben und brachte der Palliativ-Medizin Unterstützung. Rezensionen erschienen in verschiedenen wichtigen Ärztezeitungen.

Leider wird die politische und gesellschaftliche Entwicklung durch gesetzliche Verordnungen und Urteile von höchsten Gerichten für die Sterbehilfe begünstigt, wie die Gesetzgebung in den Niederlanden und das Urteil des Karlsruher Bundesgerichtshofes zeigen. Dass es nicht nur ökumenische Stellungnahmen gegen die Sterbehilfe gibt, sondern auch interreligiöse Verlautbarungen von Christen, Juden und Muslimen gegen die Sterbehilfe und Forderungen nach intensiver Sterbebegleitung wird leider weniger beachtet und wahrgenommen. Wir empfehlen deshalb das Buch allen Mitarbeitern von Hospizen und Angehörigen von Schwerkranken.

Adolf Hampel

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg),

Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben.

Oráč z Čech. Materialy Česko-něnecká konference o smrti a umírání.

Zweispachige Neuauflage, deutsch-tschechische.

336 Seiten, EUR 16,80.

Unser BÜCHERANGEBOT

Arnold Spruck, **„Wurzeln und Wege. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda“**. 533 Seiten, EUR 16,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben**. 336 Seiten, EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948**, (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, EUR 29,80.

Zur Seligsprechung von P. Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten, EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre**. 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“**. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodramfassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 Seiten, EUR 7,80.

Band 6: Patrick Strosche, **„Wohin soll ich mich wenden?“ Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz**, 2017. 192 Seiten, EUR 9,80.